

# Ein neues Leben

Autor(en): **Fux, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974938>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# EIN NEUES LEBEN

*Von Adolf Fux*

Es gibt Geschichten, die es verdienen, dass man auf ihre Entstehung hinweist, damit manch wundersame, unglaubwürdige Aussage den Leser nicht zu Zweifeln an ihrer Richtigkeit bewegt. Auch unser Beitrag bedarf eines solchen klärenden Vorwortes: Die Anregung, die Geschichte eines herzkranken Patienten zum Inhalt eines schriftstellerischen Werkes zu erheben, ging von Dr. Ph. Anderegg aus, der die Hauptperson des nachstehenden Beitrages aus seiner ärztlichen Praxis seit Jahren kannte und von mancher Sorge und Not, aber auch von der Freude über die Genesung wusste. Zusammen mit seinem ehemaligen Patienten suchte Dr. Anderegg den bekannten Walliser Schriftsteller Adolf Fux auf, und dieser liess sich die Erlebnisse seines Namensvetters eingehend erzählen, erfuhr durch Fragen manche zusätzliche Einzelheit von dem fröhlichen jungen Mann und schrieb schliesslich die Geschichte nieder, so wie sie nun in unserer Zeitschrift zu lesen ist.

Wenn ich die unglaubliche Herzgeschichte meines Namensvetters Adolf nacherzähle, will ich vorausschicken, dass ich dabei jeder Fabelei entsage und mich nur an Tatsachen halte.

Als achtens von zwölf Kindern einer Arbeiterfamilie, bei der Schmalhans Küchenmeister war, erblickte Adolf in einem muffigen Dorf am Rotten das Licht der Welt, in der es ihn arg frieren mochte, war und blieb er doch eher ein blau angelaufener statt ein rotwangiger Säugling, ein Haspelding, bei dem man keinen Augenblick wissen konnte, ob er nicht plötzlich das Schnaufen vergesse. Aber ein vorzeitiger Engel werden wollte er nicht und überstand in seiner ersten Lebensetappe mit unvermuteter Heiterkeit Krämpfe, Krupphusten und Masern.

Weil misslicher Verhältnisse wegen schon zu viele am Familientisch sassen, kam der Kümmerling durch Vermittlung eines Pfarrers mit zweieinhalb Jahren als Pflegekind zu einem nomadisierenden Bergbauern, dessen Frau es nicht an Pflege und Güte fehlen liess, damit das Büblein zu Kräften komme und ihr bald mit einem Haselstecken in der Hand beim Viehhüten zur Seite stehen könne. Obwohl in würziger Bergluft vor vollen Schüsseln sitzend, wollte Dölfchen den Knopf nicht auf tun und blieb ein Knirps, dem sogar das Treppensteigen Beschwerden bereitete und mehr noch der lustig beschwingte Zeitvertreib mit andern Kindern. Statt sich mit ihnen im Ringelreihen zu drehen und um die Wette zu rennen, verharrte er in Hockerstellung am Rande des Vergnügens. Und liess er sich doch einmal zum Mitspielen hinreissen, lief er bis über die Ohren hinaus blau an, weswegen ihn die erschrockene Pflegemutter vor weitem Sprüngen warnte und nur zu kleinen Diensten anhielt, wozu er stets willig war. Auch die viel beschäftigten Nachbarinnen nutzten seine Hilfsbereitschaft, legten ihm gar ein Wickelkind in die Arme, wenn er zuverlässig still

auf dem Treppenabsatz hockte. Und er ergötzte sich an dem ihm anvertrauten Ding, solange es ihm nicht die Ohren voll schrie und durch alle Windeln roch und tropfte. Auch für Botengänge war er gut zu gebrauchen, wenn es dabei nicht jäh bergauf ging oder eilte, fiel ihm doch das Atmen schwerer als das Reden. Auf sein Gedächtnis war Verlass wie auf seinen Mutterwitz, der sich kundtat, ehe Adolf in der Schulbank sass. Nicht regelmässig sass er darin. Wohnten die Pflegeeltern im Dorf, stapfte er jeden Tag pünktlich und frohgemut dem Schulhaus zu, zogen sie aber zur Winterung des Viehs in die abgelegenen Weiler, war der Schulweg für den kurzatmigen Zwerg zu weit, während andere Kinder ihn unbeschwert gingen. Daheim sitzen musste er auch, wenn in der Waldkapelle ein Fest gefeiert wurde, weil das kleine Heiligtum nur auf steilem Kreuzweg erreichbar war. Und nie sollte ihm das Glück beschieden sein zu einer Tagreise auf die Alp, von der so viel des Redens und Rühmens war, dass Adolf sich einen Firmpaten wünschte, der ein zahmes Maultier besässe und ihn auf dem Bastsattel mitreiten liesse, um einen Alpaufzug zu erleben.

Doch dieser Wunsch und andere Wünsche mehr erfüllten sich nicht. Der Bub konnte froh sein, dass er kein Halbkopf war und fleissig geübtes Lesen und Schreiben ihm Ersatz boten für schmerzlich Vermisstes. Wie entzückte ihn da das Taschenmesser, das ihm sein Pflegevater Andreas schenkte, und mit dem er, still in seinem Winkel kauernd, schnitzen und basteln konnte, ohne sich dabei anstrengen zu müssen und an Lippen, Nase und Ohren blau anzulaufen, wie es übrigens auch die Finger zunehmend taten, diese ungelenken Finger, die sich wie Trommelschlegel verdickten. Aber so blau und blasig sie aussehen mochten, waren es doch keine Tölpelfinger. Und musste er die Stube hüten, juckte es in ihnen nach Betätigung. Daran musste auch der Wecker glauben.

Ach, was gab es da der Schräubchen und Rädchen zu lösen! Ihn wieder zusammensetzen und in Gang zu bringen, war das grössere Kunststück, blieb doch dem Bastler ein Rest vom Inhalt des Weckers in den Händen. Vom Pflegevater angedonnert, weil er den Wecker kaputt gemacht habe, ging Adolf frisch ans Werk und zerlegte und behandelte ihn so lange, bis er wieder ohne Protest lief. Grund genug, stolz zu sein und es auch dem Nachbarn zu melden, dessen Standuhr seit Monaten lahmte und nur die halben Stunden des Tages schlug. Adolf legte Hand an und machte sie gesund. Solches sprach sich im Dorf herum, wo noch manche Uhr streikte, bis Adolf ihr den Marsch blies, was ihm selbst Auftrieb und Humor gab, ohne dass er jedoch den Knabenhosen entwuchs.

In solchen stellte er sich auch zur Rekrutierung, wurde aber seiner Schwächigkeit und eines angeborenen Herzfehlers wegen als dienstuntauglich erklärt. Ach, das arme Herz, es liess sich nicht auswechseln wie das kaputte Schwungrad einer Uhr. So musste Adolf als Invaliden weitervegetieren. Statt eines Knechtleins hatte der Bauer Andreas eine Missgeburt im Haus, einen Müdling, der sich wohl bereitwillig mit dem Beil an den Hackstock stellte, aber selbst keinen Schnetz Brennholz aus dem Walde herschaffen konnte, so wenig als er eine Sense schwingen und eine Heuburde in die Scheune oder einen Sack Roggen in die Mühle zu tragen vermochte. Mit Uhrenflicken, Basteln und Kinderwiegen allein war es nicht getan. Immerzu darauf bedacht, sich irgendwie nützlich zu machen, verfiel er auch darauf, den Schulbuben vor Fronleibnam und andern hohen Festen den struppigen Haarschopf zu kürzen, was den Männern derart imponierte, dass auch sie ihm ihr Haupt anvertrauten, um sich verschönern zu lassen. Er selber aber wurde zusehends hässlicher. Allen Hoffnungen zuwider erschwerte sich sein Schicksal mit den Jahren, da die Atemnot zunahm, Schweissausbrüche und Schwindelanfälle sich einstellten, das Gesicht blausüchtiger wurde als die Finger und nun auch noch die Zehen, und die Mädchen ihn verachteten, den Blauhäher. Weil keine ihn ansehen wollte, machte er sich zum Mädchenschreck, dem es einfiel so zwischen Tag und Nacht grinsend wie ein sagenhaftes Gespenst in einer engen Gasse oder an einem Kreuzweg aufzutauchen und die Mädchen zu verscheuchen.

Als ein zufällig ins Dorf kommender fremder Arzt die Ansicht äusserte, nach neuesten ärztlichen Erkenntnissen und Mitteln könnte Adolf durch eine Herzoperation geholfen werden, löste das bei ihm und seinen Pflegeeltern einen Aufruhr der Gefühle aus. Gleich begab sich der nun bereits sechsundzwanzig Jahre zählende Adolf ins Tal zu einem jungen Praktiker, der ihn beflissen einem erfahrenen Fachkollegen weiterempfahl, welcher den Eintritt des Patienten ins Jenersche Kinderspital in Bern veranlasste.

Auf Leben und Tod gefasst, klomm Adolf den Bahnperren von Brig empor, auf jeder Stufe nach Atem ringend. Die Mutter eines ebenfalls herzkranken

Kindes, die der Arzt hergebeten, um sie zu ermutigen, ihr Kind ebenfalls nach Bern zu bringen, ging ob des Anblicks des ihr hoffnungslos scheinenden Patienten eingeschüchtert und kopfschüttelnd von dannen. Auch der ihn in Bern empfangende Portier glaubte, einem todesmüden Klappermännlein die Tür zu öffnen. Ein gütiges Schicksal wollte es, dass Adolf gerade an jenem Tag im Spital eintraf, als dessen neuer Leiter, Professor Rossi, der beste Kenner angeborener Herzfehler, sein Amt antrat. Unverzüglich untersuchte er den blaublütigen Bergler und erkannte seinen Herzfehler als «Fallotsche Tetralogie mit enger valvulärer Pulmonalstenose».

Wie sollen wir Laien uns das erklären? Versuchen wir erst einmal, uns das Herz als göttlich ausgeklügeltes Pumpwerk mit verschiedenen Kammern, Klappen und Leitungen vorzustellen, eine Pumpe, die unausgesetzt, Minute um Minute, Stunde um Stunde, Tag und Nacht, jahrein und jahraus, den kostbaren Lebenssaft, das Blut, schöpfen und richtig verteilen muss. Adolfs Herz war von Anfang an ein versehrtes, leckes Pumpwerk. Es hatte ein Loch in der Scheidewand, wodurch zu viel Blut in die linke Kammer floss und dagegen zu wenig durch die verengte Schlagader in die Lunge gelangen und sich dort mit Sauerstoff anreichern konnte. Die Folge davon war eine verdickte, träge Aussenwand der rechten Herzkammer, ein Druckverlust im Pumpwerk, aber auch das Eindringen von ungenügend mit Sauerstoff gesättigtem Blut in die Hauptschlagader, wodurch Gesicht, Hände und Zehen blau anliefen. Obwohl das brave Herz sich tapfer gegen eine Stockung wehrte, war der Kreislauf gestört und damit der Körper geschwächt.

Nun galt es, den wie ein zwölfjähriger Junge aussehenden und nicht hundert Pfund wiegenden Adolf mit stärkenden Mitteln auf die Operation vorzubereiten. Nach einem Monat war es so weit. Unser Patient wurde auf die chirurgische Klinik des Insspitals bestellt, wo ihn der aus Dänemark hergereiste Herzchirurg, Professor Søndergaard, nach eigener Technik und dank williger Blutspender operierte. Das Leck in der Scheidewand wurde geschlossen, der Zufluss zu den Lungen erweitert. Und siehe: nach einigen Herzschlägen schon wich die Bläue aus Adolfs Gesicht. Gerettet und gesundfarbig ging er so rasch der Genesung entgegen und hatte seinen Spass daran, wie sein Bruder, der bald einmal nach ihm sehen wollte, ihn unter den andern Patienten suchte, weil er den Neugeborenen nicht erkannte. Gepflegt und gehätschelt, nahm er rasch zu an Umfang und Gewicht und freute sich derart des neuen Lebens, dass er mit Wort und Witz das Krankenzimmer erheiterte und der Liebhaber der Pflegerinnen wurde, die ihn nach völliger Genesung nur ungern ziehen liessen.

Wie staunte das Dorf, als jener Arzt aus dem Oberwallis, der die Operation veranlasst hatte, den heilen Adolf zurückbrachte. Alle Leute wollten ihm ins Gesicht sehen, seine Hände fassen und drehen, ihn aus-

wundern, ihm heimlich sogar die Finger auf die glatte Narbe legen, die sich drei Spannen lang über seine linke Seite zog. Sogar die Mädchen wollten wissen, wie der Chirurg ihm den Leib aufgedeckt, um ans Herz heranzukommen und es öffnen zu können. Und er erzählte, wie dabei Blut geflossen ist, das seine heraus und das der Blutspender wieder in ihn hinein. Mehr noch sollten die Leute staunen, als Adolf sein neues Leben einzurichten begann. Den ersten Gang tat er zur Waldkapelle, wie er es gelobt, als er in Bern auf dem «Schrägen» lag, um Gott für seine zweite Geburt zu danken. Dann nahm er sich der während seiner Abwesenheit verwilderten Schulbuben an und schor ihnen die Haare so glatt vom Schädel, dass sich die Sonne darin spiegeln konnte. Tagelang streifte er in Wiesen und Wäldern herum, nach denen er sich in seinem früheren Kummerleben vergeblich geseht hatte. Auch zur Alp brach er auf und jauchzte herzhaft, so aus voller gesunder Brust heraus, dass ihm das Echo fröhlich antwortete. Die ganze Natur schien ihm freundlich gesinnt. Und er fühlte, wie das Leben auf einer neuen Saite seiner Seele zupfte. Und würde noch der Strahl der Liebe ihn treffen, käme es zu einem vollen Akkord.

Mit dem Vorhaben, ein ganzer Mann zu werden, machte er sich auf und stieg ins Tal hinunter, um sich in der dortigen Fabrik um eine Anstellung zu bewerben. Argwöhnisch betrachtete der Personalchef den schwächlichen Arbeitsucher und fragte nach Schulbildung und Fähigkeiten. Schulbildung? Wenn er alles überschlug und die vielen Monate, da er mit seinen Pflegeeltern in den abgelegenen Weilern wohnte und dem Unterricht fern bleiben musste, in Abzug brachte, kam er nicht über drei Schuljahre hinaus. Mehr zählte, was er daheim aus Büchern gelernt, was er gebastelt und wie er Uhren geflickt, nachdem er viele zuerst kaputt gemacht hatte, womit sich auch lernen lasse, meinte er. Von Adolfs Ehrlichkeit und Eifer eingenommen, wies man ihn probeweise in eine

Werkstätte ein, wo er es mit Fleiss und Geschick so weit brachte, dass er den Lohn eines angelernten Feinmechanikers erhielt, was auch seinen nun betagten Pflegeeltern zugute kam.

Seinem Arzt schrieb er einmal: «Mein verehrter Herr Doktor! Eine gut gelungene Operation gleicht einer Geburt. Wie erinnere ich mich gut an die zweite Geburt in Bern. Was ich weitgehend Ihnen, Herr Doktor, zuzuschreiben habe, denn durch Sie bin ich nach Bern gekommen. So waren Sie mein Geburtshelfer. Meinen herzlichen Dank möchte ich Ihnen hiemit schriftlich bekunden. Mein Herz hat seither höher geschlagen. Gerne möchte ich erfahren, wie Sie meine zweite Geburt beurteilen? Meinem Dafürhalten nach ist sie besser ausgefallen als die erste. Es war ein grosser Flug nach oben. Und sollte ich im Diesseits noch eine dritte Geburt erleben, und würde sich diese so weit distanzieren wie die zweite von der ersten, würde ich sicher einer Rakete gleich den Mond erreichen . . .

Euer dankschuldiger Patient  
Adolf»

Als der Arzt nach drei Jahren wieder ins Dorf kam, um eine Blutspendeaktion durchzuführen, harrte Adolf auf einem Randstein seiner Ankunft und übergab ihm hochgemut das Verzeichnis von einem halben Hundert Männer und Frauen, die er als Blutspender gewonnen, hatte er doch am eigenen Leib erfahren, wie sich Menschen retten lassen, wenn die einen ihr gesundes Blut für andere geben. Und weil das ganze Dorf um Adolfs wunderbare Wandlung wusste, kamen nun Frauen und Männer in einer langen Zeile zur Spende und liessen sich lächelnd von ihrem Blut abzapfen, ohne dass die Quellen versiegten.

Wollten wir die Geschichte von Adolfs Herz weiter verfolgen, wäre noch beizufügen, dass es gar bald heftig zu schlagen begann für ein Mädchen, das ihm wohl gesinnt war und mit dem er zur Krönung seines neuen Lebens die Ehe einging.

## ERFOLGE DER HERZCHIRURGIE

Kaum grösser als eine Faust ist das kleine kegelförmige Organ in unserem Innern, das wir Herz nennen. Sein regelmässiger Schlag begleitet uns vom ersten bis zum letzten Atemzug. Gewissenhafter als das feinste Instrument reagiert es mit seinem Pochen auf jede Anstrengung, auf jede Gefühlsregung. Herz und Seele verschmelzen in der naiven Vorstellung zu einem: Das Herz als Quell des Lebens, als Ur-

sprung der Empfindungen, dieses Bild flösst dem Menschen Ehrfurcht ein. Märchen und Sagen bekräftigen es. Die Dichter — auch die unserer nüchternen, modernen Zeit — finden in ihrer wundersamen, aller Realität abholden Sprache tausend und aber tausend Worte, dem Herzen jene seelischen und oft übersinnlichen Kräfte zuzuschreiben, die man uns von Kindheit an glauben gelehrt hat.